

Illustriertes Sonntagsblatt

Beilage zum
„Rheingauer Beobachter“.
Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Ettville.
Verlegt von Edwin Moog's Buchdruckerei, Ettville a. Rh.

Vier Könige.

Kriegsroman von A. G. A. B. v. r.

(Fortsetzung.)

6

Wir zogen durch den Wald. Da — die Vordersten hatten die Waldgrenze erreicht — wurden sie mit einem Geschosshagel von den Unseren empfangen. Wer aus dem Walde kam, fiel. Die Russen flohen. Einer setzte mir die Pistole auf die Brust. Ich sprang hoch, der Schuß ging mir zwischen den Beinen durch. Ich sehe eine Erdgrube, springe hinein und bleibe auf einer lockeren Wurzel stehen, schmiege mich tief ins morsche Laub. Der Schuß schießt wie doll immer rein, rein. An mir vorbei. Sinnlos. Endlich denkt er, ich habe genug und läuft weg. Ueber mir rasten die Geschosse der Meinen hin. Den ganzen Tag über habe ich in der Höhle gekauert. Dann trieb mich der Hunger raus. Bin auf allen Vieren durch den Wald getrocken, zweimal am Russenlager vorbei. Endlich, in der andern Nacht, traf ich eine Schleichpatrouille von den Unseren. Gaben mir Kaffee und Brot. Als ich ins Quartier zurückkam, staunten alle. Freuten sich riesig. Steffen habe ich nicht mehr getroffen. War tags vorher gefallen —

Mit atemloser Spannung hatten alle der Erzählung gelauscht. Das Antlitz des Rittmeisters strahlte.

„War 'ne hübsche Sache, was? Möchten Sie das nochmal machen?“

Rolf warf den Kopf zurück. „Sofort,“ sagte er lechzend. „Es wird auch noch besser kommen, wenn die Russen sich erst besser auf uns eingeschossen haben.“

Frau Piers schrie auf. Rose preßte die kleine Hand aufs Herz und sah Rolf erschrocken an. Aber der Flieger war aus seiner Gemütsruhe nicht herauszubringen.

„Man muß doch mit den Tatsachen rechnen,“ sagte er. „Bis jetzt habe ich immer Glück gehabt und es wird mir hoff-

entlich noch eine Weile treu bleiben. Warum weinst du denn, Mutter? Einen Tod sind wir Gott alle schuldig. Heute bin ich ja noch da!“

„Sehen Sie mal, Herr Piers, wie die junge Dame sich ängstigt,“ sagte der Rittmeister neckend. „Fräulein Rose ist ganz blaß geworden.“

„Sie müssen mutig sein,“ sagte er. „Erzwingen Sie sich mutige Gedanken. Sie müssen auch an meinen Tod mit Ruhe denken können. Ich bitte Sie darum: Sie helfen damit mein Schicksal gestalten. Unruhe und Besorgnis zieht das Unglück herbei. Wer sich vor einer Gefahr fürchtet, der ist ihr schon halb verfallen.“



Die großen Sandsteinhöhlen bei Solihull.

In diesen Höhlen kann man stundenlang wandeln, ohne einen Ausweg zu finden. Um gefahrlos hinauszugetreten, benutzten unsere Soldaten eine lange Schnur, die sie beim Rückgange wieder aufrollen.

Rolf neigte sich zu Rose Berthold nieder.

„Haben Sie wirklich Angst?“

„Ja —“

„Um mich?“

„Ja —“

Ein Leuchten glomm in seinen Augen.

„Bravo,“ sagte der Rittmeister.

„Ich will mir Mühe geben,“ flüsterte Rose und sah dem Flieger fest in die Augen.

Frau Piers sagte: „Es ist doch sonderbar, wie alles ansteckend wirkt, Angst Verzweiflung, und ruhige Gelassenheit.“

Ich zum Beispiel lasse mich sehr leicht nach der einen oder der anderen Seite fortziehen. Wenn mich nicht meine Freundin Olga manchmal aufrütteln würde, dann wäre ich schon längst von der Angst überwältigt worden."

"Was 'Tante Schrottkorn' kann, das können Sie doch auch," sagte Rolf zu Rose. "Wollen Sie meine Mutter stützen in der schweren Zeit — mag kommen was da wolle?"

"Ich will es," erwiderte Rose.

Der Rittmeister erhob sich. Die Stunde nahte, wo der Arzt seinen Besuch bei ihm zu machen pflegte. Rose reichte Rolf die Hand.

"Müssen Sie bald wieder fort?" fragte sie.

Er nickte. "Ich bin ja eigentlich nur in dienstlicher Angelegenheit hier, einiger neuer Propellertypen halber, die in Johannisstahl ausprobiert werden sollen. Spätestens übermorgen muß ich auf meinen Posten zurück. Aber Sie werden mir schreiben, Fräulein Rose, nicht wahr? Es tut wohl, wenn man weiß, daß man jemanden in der Heimat hat, dessen gute Wünsche mit uns sind."

"Meine Gedanken werden immer bei Ihnen sein," sagte sie.

Er nickte. "Aber denken Sie stets voller Zuversicht an mich. Ich werde meine Sache schon machen. Gedanken sind wie führende Geister: sie lenken das Gute herbei und das Schlimme."

"Die Flieger sind alle mehr oder weniger Fatalisten," sagte der Rittmeister, während der Heimfahrt zu Rose. "Sie schauen gleichmütig drein, weil sie wissen, daß ihr Schicksal zum großen Teil von Zufälligkeiten abhängt, denen sie machtlos gegenüberstehen. Ich bin ein Soldat älteren Schlages und nenne das Gefühl: 'Gottvertrauen'. Und das lebt auch heute noch bei unseren Soldaten zu Wasser und zu Lande und in den Rüstern, wenn auch viele aus der aufgeregten Jugend von Gott nichts mehr wissen wollen. Aber die Gefahr führt einen nach dem andern zum schlichten, alten Gottesglauben zurück."

Rose sah nachdenklich zum Wagenfenster hinaus. Sie durchflogen verschneite Felder und bereifte Waldungen; der Bäume Geäst trug den Schmutz des Winters und die Drahtdrähte blühten wie Kaskaden.

"Wie verschieden diese Brüder sind," sagte sie. "Berner ist ganz anders als Rolf. Der flammt vor Begeisterung und ans Sterben dachte er überhaupt nicht. Er dachte nur an Kampf und Sieg."

"Ja — unsere Jugendmannschaften," meinte der Rittmeister. "Die sind immer oben auf. Selbst Entbehrungen und Strapazen ertragen sie mit Humor, weil sie den Reiz der Neuheit besitzen. Wir wollen hoffen, daß die zur Schau getragene Tapferkeit auch bei allen die Probe besteht."

Bei Berner sicher," sagte Rose.

Der Rittmeister kniff die Augen zusammen und sah seine liebevollende Nachbarin prüfend an.

Wir stehen zwischen zwei Feuern, kleine — das habe ich als alter Stratege gleich gemerkt. Und ich bin neugierig, nach welcher Seite hin die Flamme in dauernder Glut umschlagen wird."

Acht Tage nachdem Frau Leonie Bert-

hold ihren Brief an Dr. Theo Diers abgeschickt hatte, empfing sie ein Telegramm folgenden Inhalts:

"Besorgnis grundlos. Rittmeister mir künfft geschrieben, daß bereits Wahl getroffen hat. Gruß Theo."

Die schöne Frau las das Telegramm, und es war ihr dabei zumute wie einem Schiffbrüchigen, der das rettende Land vor seinen Augen liegen sieht: es grüßt ihn bereits mit seinen grünen Ähren und winkt ihm willkommen zu, und da kommt plötzlich eine Woge und schleudert ihn weit ins Meer zurück, und das Ufer ist verschwunden. Warum war sie zu dauernder Einsamkeit verbannt, sie, die sich so maßlos danach sehnte, jemandem anzugehören? Warum wandten sich alle von ihr ab? Theo Diers, der sie verlassen hatte, weil er seine Lebensaufgabe nicht mit dem Leben an ihrer Seite vereinen zu können glaubte; Rose, ihr Kind, die viel lieber in der Gesellschaft Anderer war als bei der launischen Mutter; und nun auch der fremde Gast, dem sie die Behaglichkeit eines Heims bot, wie er es wohl nirgends wieder fand! Sie war ihm mit warmer, herzlicher Anteilnahme begegnet, die aus dem Gefühl entsprang, daß er des Mannes Freund sei, den sie über alles in der Welt stellte. Sie hatte ihn in ihres Herzens Mitte und Verzagttheit bilden lassen, hatte über die traurigen Ehejahre zu ihm gesprochen, in denen sie unter den Launen und jähen Auswülfungen eines Nervenkranken den letzten Rest von Lebensmut dahingegeben hatte, der ihr nach einer elternlosen Kindheit verblieben war. Er hatte ihr mit äußerster Anteilnahme gelauscht und war ihr dennoch fern geblieben, er hatte es niemals versucht, sie in sein Gefühlsleben bilden zu lassen. Nur das eine wußte sie, daß er noch niemals wieder an Liebe und Ehe gedacht hatte, nachdem er in seiner Jugend von einem Mädchen, mit dem er verlobt gewesen, betrogen worden war. Sie hatte in ihm einen doppelt Wunden gesehen, und hatte zartfühlend alles vermieden, was die verhassten Wunden zu neuem Bluten hätte bringen können, und er hatte ihre zarte Rücksicht und Teilnahme hingekommen wie etwas Selbstverständliches, ohne anzudeuten, daß ihm ein neues Glück aufleuchte auf dem Odele des seines Lebens. Was nützt es ihr, wenn sie gab und gab, ohne Ermessen, nach allen Seiten hin, und doch dabei arm blieb an innerem Glück?

Rose fand die Mutter im verdunkelten Zimmer auf der Ottomane liegend, wo sie die rotgeweihten Augen mit Kölner Wasser wusch, während draußen Sonnenlicht und frische Winterluft alle Herzen in neuerwachte Lebensfreude schlagen ließ.

Daß ihre Mutter nicht glücklich war und zur Schwerinn und Schwarzseherei neigte, war Rose nicht neu. Sie hatte das immer als etwas Unabänderliches in den Kauf genommen, das ertragen werden mußte. Heute aber, in dem glücklichen Laumel ihrer jungen Seele, in den sie die Begegnung mit Rolf Diers versetzt hatte, klang eine Saite in ihrem Herzen auf, die sie bisher nicht beachtet hatte. Wie mit einem Schlage war sie aus dem gedankenlosen Traumleben ihrer Jungmädchenjahre erwacht und sah, daß rings um sie her

nicht nur Freude und Lust, sondern auch Leid und Weh war.

"Du tust doch so viel Gutes, Mutter," sagte sie liebevoll. "Macht dich denn das nicht froh?"

Frau Leonie lachte gereizt auf. "Wie soll mich das froh machen! Ich habe nichts gegeben! Wenn es auch durch meine Hand geht, wenn auch mein Name in den Zeitungen steht. Vom Ueberflus geben — das macht das Herz nicht froh. Geben heißt: Opfer bringen."

Ueber Rosens jedes Gesichtel huschte ein Lächeln des Verstehens. Sie dachte an die Tafel Schokolade, die sie damals im Konzert so tapfer entbehrt hatte, um Rolf eine Freude damit zu bereiten.

"Ich will's dir sagen, Mama. Vielleicht kommt das daher, weil du noch nie einem Soldaten hast die Hand drücken können, während du so reichlich für die Soldaten gabst. Selbst der Herr Rittmeister, der so viel dankbare Gefühle für dich hegt, hält mit seinem Dant zurück, weil du das Unpersönliche dessen, was du darreichst, immer so in den Vordergrund rückst. Du gibst und gibst, aber du tust niemanden etwas zu Liebe. Das ist es, was dich traurig macht." Sie sann eine Weile nach. "So ist es und nicht anders, liebe Mama. Nun aber möchte ich dich um etwas bitten. Ich würde heute abend gern zu Frau Diers gehen."

Frau Leonie erhob sich jäh. "Bist du von Sinnen, Kind? Du kommst doch soeben von dort! Wer macht denn zweimal den gleichen Besuch an demselben Tage?"

"Ach," sagte Rose, "Frau Diers nimmt das nicht so genau. Die versteht mich schon. Wir haben vorher auch gar nicht miteinander plaudern können, denn es war doch eine Staatsvisite. Heute abend wird es erst gemütlich."

"So. Wer wird denn noch dort sein?" Erhiens das alte Fräulein Olga Schrotz, die immer so gut zu mir ist. Und dann — Mama — der eine Sohn ist auch da. Er muß übermorgen aber wieder ins Feld. Er ist Flieger. Ach, liebe Mama, laß mich doch dem Soldaten noch einmal die Hand drücken! Wer weiß, ob er wiederkehrt."

"So geh' nur," sagte Frau Leonie müde.

Rose nestelte verlegen an ihrem Uhrarmband.

"Ja — Mama — es ist nur — ich habe nämlich unserem Herrn Rittmeister versprochen, heute abend mit ihm eine Partie Schach zu spielen. Möchtest du mir das abnehmen? Ich kann's doch nicht tun, wenn ich bei Frau Diers bin."

"Ich werde dich bei dem Rittmeister entschuldigen, mein Kind, und ihn fragen, ob er mich statt deiner zur Partnerin nehmen möchte."

"O, er wird schon wollen," dachte Rose. "Es wird ihm eine willkommene Abwechslung sein, und Mama spielt ausgezeichnet."

Das Spiel war zu Ende.

Frau Leonie sah im federnden Korbfessel, eine Zigarette zwischen den schlanken Fingern. Alle ihre Nerven zitterten vor Erregung. Jetzt, da die Erwartung plötzlich erfüllt war, die sie eine Stunde lang im Bann gehalten hatte, fühlte sie den

pridelnden Reiz der Entspannung mit fast wollüstigem Behagen. Sie hatte das Spiel gewonnen und es war ein sehr gewandter Gegner gewesen, der ihrem Scharfsinn hatte weichen müssen.

Fragend sah sie zu dem Rittmeister herüber. Was würde er zu diesem unerwarteten Ergebnis ihrer ersten gemeinsamen Schachpartie sagen?

Douglas von Winski lächelte. Was hätte er anders tun können als lächeln einer schönen Frau gegenüber, die sicher irgend eine Schmeichelei von ihm erwartete? Aber sein Lächeln sah gezwungen aus, und das Schmeichelwort wollte ihm nicht über die Lippen gleiten. Dazu war ihm die Sache zu ernst. Er konnte sich kaum entsinnen, daß er jemals im Schachspiel unterlegen war. Sein Stolz kammerte sich an ein letztes Fünkchen Hoffnung, daß hier der Zufall seine Hand im Spiele gehabt haben müsse. Aber wenn auch! Hatte er damit nicht immer zu rechnen gehabt? Eine Schlappe blieb es doch.

„Es ist selten, daß eine Dame derartig das Schachbrett meistert,“ sagte er. „Ich war darauf nicht vorbereitet. Wenn Sie es gestatten würden, möchte ich noch einmal einen Versuch vorschlagen.“

„Bitte, sehr gern,“ sagte Frau Leonie. Er blickte zu ihr hin, schaute auf das kleine Zigarettenrestchen, das sie soeben in den Aschbecher warf und dachte: „Wohl leicht würde mir Rauchen auch guttun.“

Als ob sie seine Gedanken erraten habe, erhob sie sich, ging zu einem Schränkchen und lehrte mit einem dunklen Ebenholzkasten wieder, den sie vor ihn hinstellte und öffnete. Er erblickte Zigarren der verschiedensten Art: dunkel- und hellfarbige, langgestreckte, kleine — der verwöhnteste Geschmack konnte hier finden, was er wünschte.

„Bitte wählen Sie selbst,“ sagte sie lebenswürdig. „Ich kenne Ihre Marke noch nicht.“

Er wählte eine dunkle Cuba und sagte, indem er die Spitze abknipfte und das Zündentzündungsaufflammen ließ: „Sie bereiten mir heute eine Ueberraschung nach der andern.“

Sie erwiderte nichts — nur ihr helles, silbernes Lachen klang durch den Raum. So sahen sie sich eine Weile schweigend gegenüber, und er empfand das Behagen dieses schweigenden Beisammenseins wie etwas körperlich Wohlthuendes.

Dann glitt Leonie plötzlich ins Nebenzimmer, wo sie das elektrische Licht andrehte. Er hörte, wie sie den Deckel des Zylinderzurißschlusses, ein paar Sekunden später klang der klopfende Takt des Radehfl. Marsches zu ihm herein. Er liebte diesen Marsch sehr. Rose hatte ihn aber noch niemals gespielt, weil sie keine Noten dazu hatte, wie sie sagte.

Leise wiegte er den Kopf und begann mit den Fingern den Takt zu trommeln. Ueber sein Gesicht breitete sich der Ausdruck behaglicher Zufriedenheit. Er empfand es wie eine Störung, daß Rose plötzlich hereinstürmt kam.

Frau Leonie brach ihr Klavierspiel jäh ab und trat näher. Auf ihrem schönen Antlitz ruhten die Wollen heftigen Unmuts.

„Was fällt dir ein, Rose, so ins

Zimmer zu stürmen! Bist du denn ganz von Sinnen!“

Rose aber schien gar nicht die Scheltrede der Mutter zu achten. Sie hob ein Zeitungsblatt empor und schrie: „Digmuiden erstürmt. Allen voran die Berliner Freiwilligen, die Jugendmannschaften — und sie sangen: Deutschland, Deutschland — über alles!“ Sie holte tief Atem. Und dann sagte sie leise und andächtig: „Da war Werner Diers auch dabei.“

Der Rittmeister war aufgesprungen und hatte das Zeitungsblatt ergriffen. Von seinem Gesicht war der friedliche Ausdruck des Behagens abgeglitten. Wie aus Erz gemeißelt schienen die Züge, die sich langsam mit dunkler Blut färbten. Seine Haltung straffte sich zu gebieterischer Höhe, und plötzlich deckte er die Hand über die Augen.

„Diese prächtigen Jungen. Sie stürmten singend in den Tod — ich habe das Regiment gesehen, als es auf dem Marsch war. Knaben waren es, mit frischen, blühenden Wangen, strahlenden Augen und einem Kinderlächeln auf den Lippen. Immer fröhlich und von hingebender Dienstwilligkeit.“

Er sah starr vor sich nieder. Digmuiden ist einer der Stützpunkte, um die seit Wochen gekämpft wird. Es ist nebst Ypern der wichtigste Punkt auf dem nördlichen Flügel der so lange verteidigten Stellung. Beide Orte beherrschen wichtige Straßen und Bahnen. Wir haben erreicht, was wir wollten, und wir werden noch weiter kommen.“

Er schritt einige Male im Zimmer auf und ab wie einer, dem die innere Erregung nicht Ruhe gibt. Dann blieb er plötzlich vor Rose stehen. „Der jüngste Diers kämpfte mit in Flandern? Wissen Sie das genau?“

Rose nickte. „Er hat mir geschrieben, sein Regiment lag östlich Ypern.“ Der Rittmeister senkte den Kopf.

„So,“ sagte er und schloß wieder. „Und dann, es ist schade —“

Rose meinte, ihr Herzschlag müsse stoßen. Was meinte der Rittmeister mit diesem „schade“? Dachte er wirklich an das Eine, das Schreckliche, an das sie selbst noch gar nicht zu denken gewagt hatte? Mühte es denn wirklich so sein, daß bei einem Sturmangriff Menschenleben hinfanden wie Blumen, die des Schnitters Sense trifft? Sie hatte darüber noch niemals gegrübelt. Sie hatte, wenn der Ruf „Sieg“ ertönte, niemals an Blut und Schmerzen und Tod dabei gedacht.

„Fallen denn viele bei so einem Sturmangriff?“ fragte sie den Rittmeister mit bangem Blick. „Er nickte trübe.“

„Da bleibt meist nicht viel übrig,“ sagte er, und reichte Rose die Hand.

„Gehen Sie jetzt zur Ruhe, liebes Kind, und denken Sie nicht weiter darüber nach. Morgen früh können Sie einmal zu Frau Diers gehen. Sie werden dort wohl nötig sein.“

Als Rose das Zimmer verlassen hatte, wandte er sich zu Frau Leonie, die während seines Gesprächs mit ihrer Tochter eifrig in der Zeitung gelesen hatte.

„Die vier Jungen werden der Mutter viel zu schaffen machen. Es ist unsäglich,

was ein Mutterherz ertragen muß. Das sind Heldentaten, von denen keine Chronik berichtet, für die kein Ehrenzeichen gegeben wird. Den Inhalt eines ganzen Lebens hinopfern und schweigen, und weiterleben.“

Sie sah an ihm vorbei in die dunkle Nacht hinaus. Weinte sie? Ihre Stimme klang seltsam dunkel, als sie sagte: „Das ist doch nicht anders. Kinder sind kein Eigentum. Sie sind Darlehen, für das man teure Zinsen an Herzblut zahlen muß.“

Er verneigte sich stumm, küßte ihre Hand und ging langsam hinaus.

Rose konnte nicht einschlafen. Sie mußte immerwährend an Werner Diers denken. An den frischen, fröhlichen, rotbäckigen Jungen, der vor wenig Wochen in den Kampf hinausgezogen war, Blumen an Helm und Gewehr, an der Brust — und der jetzt vielleicht kalt und starr dalag auf öder Heide, gefallen fürs Vaterland — denn der Rittmeister hatte ja gesagt, daß bei solch einem Sturmangriff fast keiner übrig bleibe.

Sie fühlte kalte Schauer durch ihre Glieder ziehen. Mit schnellem Ruck richtete sie sich empor und deckte das Licht an, so daß es taghell im Raume wurde. Und jetzt erst sah sie auf ihrem Schreibtisch etwas Weißes liegen, das sie vorhin gar nicht bemerkt hatte. Sie huschte mit bloßen Füßen über das weiße Fell, das vor ihrem Bett lag, zum Schreibtisch hin.

Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Es war eine Feldpostkarte, ein Gruß von Werner Diers.

Es stand nicht viel darauf. Nur der herzliche Dank für die Schokolade, die ihn gelabt habe, als er auf einsam schauriger Nacht stand, und darunter der Refrain des bekannten Soldatenliedes:

Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht . . .

Als sie diese Zeilen gelesen hatte, war es mit ihrer Fassung vorbei. Sie fühlte sich im tiefsten Innern so schuldbehaftet und treubruchig, daß sie, auf ihr Lager zurücksinkend, in heiße Tränen ausbrach.

Diesmal war es schauriger, bitterer Ernst, der das Herz der armen Mutter an den Rand der Verzweiflung brachte.

Werner Diers wurde seit dem Sturm auf Digmuiden vermißt.

Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hatte die Mutter auf eine Nachricht gehofft, auf irgend ein Lebenszeichen, eine Kunde, die ihr sagte, wo ihre Gebete das geliebte Kind zu suchen hätten. Lag er verwundet oder krank in einem Lazarett? War er gefangen oder lag er mit den andern Kameraden in Feindeserde begraben?

Rittmeister von Winski nahm die Nachforschungen in die Hand. Er schrieb, telefonierte überall hin, wo ihm die Möglichkeit einer Auskunft über den Verschollenen leuchtete. Aber von überall kam die Antwort, daß Werner Diers nicht unter den Kriegsgefangenen sei, auch nicht unter den Verwundeten in Feindesland.

Der „dolle Rolf“ war wieder auf einige Tage nach Hause gekommen.

„Jetzt geht's gegen die Engländer,“ sagte er. „Ich bin nach dem Westen abkommandiert.“

Fräulein Olga Schroth war mit ihm allein im Zimmer, als er in der ihm eignen, stoßweise klingenden Art von seinen Plänen

sprach. Sie ließ ihn ruhig ausreden und hörte zu. Dann sagte sie, „das ist ja alles sehr schön, lieber Rolf, und ich bin die Letzte, die dir deinen Ruhm nicht gönnen würde. Aber zu Mutter darfst du jetzt davon nicht sprechen. Sieh, lieber Rolf, das ist genau so wie mit dem schweren Wein. Der ist auch nicht für jeden. Wer ein geschwächtes Herz hat, der verträgt ihn nicht. Deine Mutter aber hat ein sehr schwaches Herz; es hat schon allzuviel aushalten müssen. Mache ihr lieber eine Freude, ehe du auf's Neue von ihr scheidest. Gib ihr einen Trost für die Zeiten der Prüfung, denen sie entgegenseht.“

(Fortsetzung folgt.)

Drei Kameraden.

Von Hans Bethge.

Wir saßen im Bücherzimmer eines Freundes beisammen, in tiefen Polsterstühlen, rauchten, tranken Rheinwein und sprachen vom Kriege. Einer der Herren, ein württembergischer Offizier, den Arm in der Binde, erzählte folgendes:

Es war im vergangenen Herbst, in Flandern. Wir kochten gegen die Engländer und hatten heiße Tage bei Warnton und Messines. Die Kämpfe wogten erbittert hin und her, wir hatten schwere Verluste durch einen zähen, hartnäckigen Feind, den wir bezwingen mußten, dessen gestählte Kraft uns aber hohe Achtung abgewann. Es waren schöne, milde Herbsttage, etwas Weiches und Träumerei-sches lag mild berauschend in der Luft. Um so schrecklicher war der Kontrast zu den kampferregten, schmutzbedeckten Truppen, den rauchenden, zerschossenen Dörfern und Gehöften. Bunte Herbstblumen blühten hier und da friedlich lächelnd neben den geschwärzten Trümmern.

Bei unserer Abteilung war ein blut-

junger bayerischer Jägerleutnant namens Perofinger, den wir alle liebten. Er war ein Mensch mit goldenem Herzen, eine ganz gerade Natur, immer froh gelaunt und gerne lachend. Er liebte den Krieg, und mit den Gefahren schienen sein Mut, seine Laune und seine soldatischen Fähigkeiten zu wachsen. Sein Gesicht war mager und ebenmäßig, es war fast schön zu nennen. Er hatte feste, energische Züge und braungebrannte Backen. Seine Augen waren von einem leuchtenden Blau und hatten etwas kindliches und siegesgewisses. Gesundheit, Frohmut und eine lachende Zuberficht gingen von ihm aus.

Er war einer der glücklichen Menschen, denen man gleichsam anmerkt, daß ihnen nichts geschehen kann. Jeder, der in seiner Nähe war, fühlte sich geborgen, und alle Herzen gehörten ihm.

Er war ein hervorragender Schütze, und das Schießen war seine eigentliche Leidenschaft. Am liebsten lag er irgendwo in Deckung, nahm sich möglichst schwierige Ziele und erledigte sie mit spielender Sicherheit. Ich erinnere mich, daß zwei kriechende Engländer sehr weit entfernt auf dem Teerdache eines Schuppens zu sehen waren. Ich machte Perofinger darauf aufmerksam, er nahm sie sofort aufs Korn, zielte mit Adlerblick, gab zwei Schüsse ab, und die Engländer rollten zu Tode getroffen vom Dach auf die Erde.

Er hatte einen Burschen namens Sepp, der unzertrennlich von ihm war. Sepp vergötterte seinen Leutnant und tat für ihn, was er ihm an den Augen absehen konnte. Er lud seine Flinte, wußte Wein aufzutreiben, wo irgend noch eine Flasche zu finden war, hatte immer Tabak (der Teufel weiß, woher) und verstand es, einen ausgezeichneten Kaffee zu bereiten. Sepp war ein Bauernbursche vom Chiemsee, er hatte einen biedereren, vierschrötigen Kopf und verfügte über große körperliche Kräfte. Auch ihm gefiel der Krieg, nur daß es kein bayerisches Bier in Flandern gab, darüber kam er niemals ganz hinweg. Perofinger und Sepp unterhielten sich mit Vorliebe von ihrer Heimat, und Sepp freute sich schon darauf, später, nach dem Kriege, seinem Leutnant den Chiemsee zeigen zu können. In den Ruhestunden blies Sepp die Mundharmonika, und das tat er mit Meisterschaft. Wir alle freuten uns an seinen einfachen, mit einem sicheren musikalischen Gefühl vorgetragenen Weisen.



Feldlager einer Bäckerei-Kolonne in den Karpathen.



Bahnhofsbrand in Debreczin (Ung.)

Photothel.

Vom westlichen Kriegsschauplatz

Wie dieser Krieg im ganzen genommen eine Erscheinung ist, die, solange es eine Zeitrechnung gibt, noch nicht dagewesen ist, so hat er auch Ereignisse mit sich gebracht, die in den Zeitläuften dieser Welt noch nicht geschehen sind. Dazu gehört der ungeahnt lange Stellungskrieg, den unsere Truppen im Westen gegen die verblindeten Franzosen und Engländer mit allen ihren Gefolgschaften weißer und farbiger Rasse zu bestehen haben. Und auf der dortigen breiten Front sind es gerade wieder die Kämpfe um die Lorettöhöhe, die schier nie ein Ende nehmen wollen. Immer wieder wird uns in den amtlichen Berichten die Lorettöhöhe genannt, an deren Fuß unser erstes Bild aufgenommen worden ist. Aus dem heißen Ringen, das sie umwogte, schnitt der bekannte Schriftsteller Bernhard Kellermann folgende stimmungsvolle Szene heraus: „Auf der Höhe stand die oft genannte Kapelle von Notre Dame de Lorette. Sie ist jetzt ein Haufen Trümmer. Hier oben hat jeder Quadratmeter Boden seine Kämpfe gehabt, seine Toten, sein Entsetzen. Die Erde ist zerfetzt von Granaten. Hier oben hat jeder Weg und jede Besonder-



Am Fuß der vielgenannten Lorettöhöhen.

Leipz. Presse-Verl.

heit ihren Namen und an all diesen Namen hängt viel Blut und Heldenmut. Diese Namen werden weiterleben und die Soldaten, die die Höhe freigab, werden von ihnen sprechen, wenn sie alt sein werden. Da ist die Kanzel, der Hohlweg, der Barrikadenweg, die Schlammulde, die Totenwiege. Diese Namen lehren wieder in den Gesechtbüchern der Regimenter, die hier kämpften. Seit Wochen ist die Höhe unter schwerem Feuer. Auch heute. Sie raucht. Auf den ersten Blick sieht es aus, als würden auf dem goldgrünen sanften Abhang der Höhe,

über den still die Wolkenschatten ziehen, Feuer von Kartoffelkräutern abgebrannt, deren rostbrauner Qualm senkrecht in die heiße Luft steigt. Als ständen hinter der Höhe, hinter dem Bois de Novigny, Reihen von Fabriksschloten, die ihren Rauch emporwirbeln lassen. Aber diese dicken Säulen rostbraunen Qualms entstehen urplötzlich, ohne jede Vorbereitung, drei, vier fahren nebeneinander aus der Erde. Sie sind rostbraun und rostrot und zuweilen sind sie wieder schwarz wie Ruß. — Man braucht nicht gerade ein im Krieg ergrauter Militär zu sein, um zu begreifen, welche Bedeutung unser treuer Vierfüßler, das Pferd, trotz aller Erfindungen der modernen Technik für den Soldaten hat. Trotz Fahrrad und Auto wird es im Felde immer Gelegenheiten geben, wo man nur die willige Hilfe des gut behandelten, gut erzogenen, mutigen und kräftigen Pferdes sich nutzbar machen, wo man sich nur auf dieses verlassen kann. Dementsprechend ist natürlich auch die Pflege und Fürsorge, die man diesem edlen Tiere in diesem Kriege angedeihen läßt. Diese „zarte Sorgfalt“ läßt unser Bild eines Pferdealles auf dem westlichen Kriegsschauplatz deutlich erkennen.



Ein Pferdeall steht hinter der Front auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Phot. Leipziger Presse-Verl.

Er spielte Volks- und Soldatenlieder, Tänze und oberbayerische Schnadahüpfelein, aber auch Choräle verstand er auf seinem kleinen Instrument ergreifend vorzutragen, und jeder Sonntag Morgen wurde eingeleitet mit „Ein feste Burg ist unser Gott“. Perofinger war ganz stolz auf das musikalische Talent seines Burschen.

„Wann du spielst, Sepp, da vergißt man ganz, daß der Krieg doch im Grund eine garstige Sache ist,“ sagte er.

Eines Tages übergab Perofinger seinem Burschen ein Palet, das eben mit der Post angekommen war. Sepp öffnete voll Erwartung, und als ihm dann eine kostbare, große, wunderschöne Mundharmonika in die Hände fiel, wurden seine Augen ganz groß vor Freude und Staunen. „Soll die mir g'hörn, Herr Deutnant?“ fragte er. „Natürlich,“ sagte Perofinger. Da glänzten die Augen des Sepp wie der Eismeer im Sonnenlicht, er reichte dem Deutnant seine große, breite Hand, und dann fing er gleich zu spielen an und fand sich auf dem melodischen Instrument sofort zurecht, als hätte er nie in seinem Leben ein anderes gespielt.

„Wenn ich einmal fallen sollte,“ sagte Perofinger, „so mußt du mir auf dieser Harmonika deine Lieder zum Abschied spielen. Vergiß nicht „Morgenrot, Morgenrot.“

Zu den beiden Bayern gehörte noch ein dritter Kamerad, das war der schwarze Pudel Caro. Wir hatten bei unserm Zug durch England einige Tage in Thorhout in Quartier gelegen. Da war der herrnlose Pudel auf der Straße um Perofinger herumgeschlichen, der hatte sich seiner angenommen und den Sepp beauftragt, etwas Anständiges für das Vieh zum Fressen herbeizuschaffen. Seitdem gehörte Caro zu Perofinger. Er schlief nachts auf der Schwelle seines Quartiers und ließ niemanden ins Haus, außer Sepp. Er folgte uns auf den Märchen, jagte vergnügt die Raben über die Felder und sprang dann lustig bellend zu seinem Herrn zurück und an ihm empor, voll Dankbarkeit. Caro wurde von der ganzen Kompagnie verwöhnt, er kannte jeden Mann der Abteilung, aber sobald sein eigentlicher Herr pfliff, ließ er alles im Stich, lief zu dem Deutnant und schmiegte sich an seine Füße.

Wenn es vor den Feind ging, mußte er bei der Bagage zurückbleiben. Man band ihn dann an einen Wagen, weil er sonst nicht zu halten war. Da winselte er und fraß schlecht, bis sein Herr zurückkam. Ein paarmal riß er sich auch los, jagte davon und erschien plötzlich neben Perofinger im Schlitzengraben.

Run kam ein gräßlicher Tag. Das heißt, der Tag selbst war herbstlich milde und schön, und kleine, weiße Wölkchen flatterten heiter am blauen Himmel, aber Perofinger mußte dran glauben. Er lag auf dem Bauch hinter einer Hecke, dicht bei dem Dorf Hollebeke, und schob, neben ihm lag Sepp und schob gleichfalls. Man sah in der Ferne mehrere Engländer, die ein Maschinengewehr in Stellung bringen wollten, bei einem Trümmerhaufen. „Die müssen wir kriegen,“ sagte Perofinger, „denen geb' ich lei Ruh.“ Man sah in der

Tat, wie einer von den Engländern zusammenstürzte, indem er die Hände frampshast in die Luft warf. Perofinger zielte von neuem, auf einmal ging es „tat!“ — er neigte den Kopf und das Gewehr und war tot. Der Schuß war ihm mitten durch die Stirn gegangen.

Sepp kniete neben ihm, mit vor Schrecken weit geöffnetem Mund. „Herr Deutnant . . . Herr Deutnant . . . Herr Deutnant . . .“ sagte er fortwährend, immer dieselben, montonen, verzweiferten Worte, ohne Aufhören. Wir untersuchten das Herz des Gefallenen, es rührte sich nichts mehr. Um seinen Mund war ein reines ruhiges Lächeln und eine holde Verklärung um die Stirn, — keiner hatte ihn je so schön gesehen. Sepp brüdete ihm die Augen zu. Dann trugen wir ihn nach Hollebeke hinein, in einen Garten. Dort gruben die Soldaten ein Grab. Sepp nahm ihm die Wertsachen und Papiere ab, um sie seinen Eltern zuzustellen. Das hatten die beiden gegenseitig so verabredet. Wir legten ihn in die Grube, mit dem Gesicht nach Deutschland zu. Einer von uns sprach das Vater Unser. Währenddessen schlug eine Granate in unmittelbarer Nähe in ein Haus ein und kreperte mit wahnsinnigem Getöse, uns mit Kalt beworfend. Der, welcher das Gebet sprach, fand sich mit den Worten nicht mehr zurecht und hörte auf. Sepp ging und brach die einzige rosa Herbstrose, die in diesem Garten stand. Er legte sie auf den frischen Hügel und zwar wählte er sorgsam den Fleck, wo er meinte, daß unten in der Erde das Herz des Toten sei.

Dann setzte er sich ruhig an das Kopfende des Grabes, holte die Harmonika heraus und fing an zu spielen. Er spielte zuerst „Morgenrot, Morgenrot“, wie der Deutnant es sich gewünscht hatte, und niemals hatten wir ihn das Lied so herzerreißend spielen hören. Mitten während des Liedes ging ein Gebell los, — es war der Pudel Caro, der sich losgerissen hatte. Er erschien in der Gartenpforte, stützte ein paarmal, schnupperte in die Luft und kam dann näher. Er roch an dem Burschen herum und dann fing er an zu heulen. Er kratzte aufgeregt an der Erde des Grabes, roch, bestellte in die Luft, winselte, legte sich auf den Hügel nieder und heulte, daß es kaum mit anzuhören war.

Sepp ließ sich nicht stören in seinem Harmonikaspiel. Mit ernsten Augen sah er da, in dem Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen, und spielte mit wehmütigem Klang die alten lieben Soldatenlieder: „Ich hatt' einen Kameraden“ mit den schönsten Variationen „In der Heimat“ und „Die Vöglein im Walde“, dann „Es marschieren drei Regimenter“ und so eins nach dem andern. Er sah den Hund dabei an, der immer wieder laut aufheulte, voll Verzweiflung. Es war furchtbar, dieses Heulen vermischte mit dem wehlagenden Melodien der Harmonika. Ein paar Soldaten wendeten sich ab und weinten wie die Kinder.

Auf einmal entstand draußen auf der Landstraße eine Bewegung. Es hieß: „Die Engländer kommen! Zurück!“ Soldaten stuteten durch das Dorf, wir schlossen uns

ihnen an. Sepp wollte den Pudel mitnehmen, aber der biß und kratzte wild um sich und es war nicht möglich, ihn fortzubekommen. So ließen wir ihn auf dem Grabe seines Herrn, wir hörten ihn noch heulen, als das Dorf schon weit hinter uns lag.

Zwei Tage später hatten wir genügend Verstärkungen, um die Engländer zu werfen. Wir kamen bei der Verfolgung wieder durch Hollebeke. Ich ging mit Sepp in den Garten, um Perofingers Grab zu besuchen. Der Pudel Caro lag tot und kalt auf dem Hügel, die rosa Rose war verdorrt. Wir glaubten erst, eine englische Kugel habe dem Hund ein Ende gemacht, aber Sepp untersuchte sein Fell genau, es war nirgends eine Wunde zu entdecken.

Sepp schaufelte ein Loch am Fußende von Perofingers Grab, legte den Hund hinein und wühlte einen kleinen Hügel darüber. Ein paar Asten blühten noch im Nachbargarten, wir pflückten sie und streuten sie auf die beiden Gräber. Dann gingen wir schweigend.

Als wir nachher auf einer kleinen Brücke über einen Graben schritten, zog Sepp etwas Blankes aus der Tasche und ließ es ins Wasser fallen. Es war die Mundharmonika. Keiner hat ihn mehr spielen hören.

Gerichtet.

Eine Sommer- und Kriegsgegeschichte von J. Sievers.



Unteroffizier Westmann meldete sich bei dem Hauptmann von Griesbach vom . . . Feld-Artillerie Regiment, 1. Abteilung leichte Munitionskolonnen: „Melde gehorsamst bis 5 Uhr nachmittags beurlaubt —“

Hauptmann von Griesbach, den der zehnmonatliche Kriegsdienst mit allen Mannschaften seiner Kolonne auf das Innigste verbunden hatte, trat dem jungen schneidigen Menschen, der sich in der Masurenschlacht das Eisene Kreuz Erster Klasse verdient hatte, ein wenig näher und sagte schnell und leise: „Westmann, hören Sie mal zu — Sie werden doch keine Dummheiten machen.“

Ueber das offene kühne Gesicht glühte ein tiefes Rot.

„Zu Befehl, nein, Herr Hauptmann.“

Die breite untersehte Gestalt des Hauptmanns bewegte sich noch weiter auf den Unteroffizier zu. Die sonst so helle Kommandostimme war zum Flüstern gedämpft.

„Sehen Sie jetzt etwa in's Dorf hinter zu der — na, wie heißt sie doch gleich — — verurteilter Name, wie das ganze Weib übrigens — weiß schon wieder — Voronja Samarew?“

„Nein, Herr Hauptmann, im Dorf liegen seit heute morgen die X. Dragoner. Mein einziger Bruder steht dabei als Freiwilliger.“

„So, dann ist's gut. Nehmen Sie ihm hier ein paar bessere Zigarren mit. Kann man immer gebrauchen. Und — was ich

noch sagen wollte — also mit dieser Rusfin, die so scheinheilig und uns so überaus gewogen tut — — da haben Sie gar nichts vor, Weltmann.“

Die hellen Augen senkten sich.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, doch! — wenn es Frieden ist und ich darf heil nach Hause kommen, dann soll sie meine Frau werden!“

Hauptmann von Griesbach fuhr zurück wie von einem Schläge getroffen.

„Mensch, das kann doch nicht möglich sein! — Eine von denen, von dem Paß, ja, habe ich den Verstand verloren oder Sie? — Haben Sie denn alles vergessen — aus dem Februar die wilden Sachen bei Augustow, die Waldgefechte, das Nordbrennen, na kurz alles.“

„Ich weiß jedes Bißchen, Herr Hauptmann, aber ich kann nicht anders. Daß die Borowja zufällig unsere Feindin sein muß, daran trägt sie selbst am schwersten. Dürfte sie es, hielte sie nicht die Furcht zurück, von den Stammgenossen einfach getötet zu werden, so würde sie sich schon jetzt zu uns bekennen. Und, Herr Hauptmann, können es mir glauben, eine treuere Deutsche und eine begeisterte Anhängerin von uns würde es kaum noch ein zweites Mal geben.“

„Sagen Sie mal, Weltmann, was ist denn das eigentlich für ein Vengel, der da ewig an ihrer Schürze hängt, wenn ich sie um unsere Kolonne rumschleichen sehe?“

„Ihr einziger Bruder, Herr Hauptmann! — Wollte ich eigentlich gar nicht sagen. Bloß die Versicherung von Ihnen haben, daß, solange Sie hier des Königs Rock tragen, nichts geschieht, was mich zu einem Eingreifen gegen die Weibsperson treiben würde.“

Einen Augenblick zitterte ein ohnmächtiger Jörn aus den hellen Soldatenaugen. Er begriff nicht, daß der sonst so gütige und gerechte Hauptmann in solchem Ton von einer reden konnte, die doch mal sein rechtmäßiges Eheweib sein würde. — Gleich darauf hatte er sich wieder straff in der Gewalt.

„Ich werde Herrn Hauptmann keinen Anlaß dazu geben.“

„Schön, na dann wandern Sie in Gottes Namen, Weltmann.“

Noch ein Zusammenklappen der Fäden und der Hauptmann war allein, trat an das schmale kleine Fenster seines Quartiers und seufzte vernehmlich auf.

Es blieb immer dieselbe Geschichte, sobald sich ein Weib dazu gesellte. So eine kann aus dem anständigsten Kerl machen was sie will, wenn er bis über beide Ohren in ihre Reize verliebt ist, wie es dieser Weltmann augenscheinlich war. — Im letzten Augenblick würde er sich ja doch wohl auf sich selbst und auf seine deutsche Ehre besinnen und — — schlimmsten Falles, wozu war er der Hauptmann von Griesbach, dem die Frauen niemals etwas hatten anhaben können, hier? — Na, war es jetzt noch nicht bald Zeit, daß die neue Gulaschkolonne ranrückte? — Dieß ja bedenklich auf sich warten. — Er rief seinen treuen Burschen Seufert herein:

„Seufert, was ist das für eine Dummelei? — Essen noch nicht ran?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann,“ und der brave treue Gärtner grinste über das ganze, gutmütige Gesicht, wird auch nicht kommen heute! — — Haben sie abgefangen. Herr Hauptmann sollte gerade die Meldung bekommen.“

„So — — na, da will ich doch mal rausgehen.“

Es stimmte wirklich.

In dem scheinbar so friedlichen russischen Dörflein Brzozowka war ein ganz unerwarteter Ueberfall auf den Verpflegungswagen gemacht, welcher von Augustow mit neuer Zufuhr beladen, seines Weges dahingerattert war. — Was war vorläufig dabei zu machen? —

Nicht viel! — Nachher gleich mal zum Major herunter und über die Bestrafung oder Verfolgung der Uebeltäter beraten. Freilich, es würden wohl die armen Weiber gewesen sein, die mit ihren Kindern seit Wochen erbärmlich hungerten und wie die Hyänen des Nachts um die Abfälle ihrer Feinde bettelten.

Immerhin etwas durfte doch nicht durchgehen.

Was aber wollte man jetzt erst mal zum Mittag geben.

Das Dorf machte im Gegensatz zu den meisten zerstörten und zusammengeschossenen russischen Dörfern noch einen guten Eindruck.

Seine Gehöfte, lagen seltamerweise fast sämtlich in einer Reihe direkt nebeneinander. Die Armut aber war sehr groß. Die eigentliche soldatische Arbeit der hier lagernden Soldaten, die sich nach unsäglichen Winterstrapazen ein wenig erholten, bestand jetzt nach dem üblichen militärischen Handwerk in der Anlage und Pflege kleiner landwirtschaftlicher Gärten, die neben Kartoffeln, auch Salat und Radieschen, sowie alles andere Gemüse tragen sollten. Diese Arbeit und der fast ununterbrochene Aufenthalt in der frischen Luft brachten natürlich den Soldaten vergrößerten Appetit. Und nun war kein warmes Essen zur Stelle. Auch mit dem kalten sah es zur Zeit, da man sich ja gerade erst hatte wieder mit allem versehen wollen, kümmerlich genug aus.

Gegen 1 Uhr mittags kam der Wachmeister Struh mit einer Meldung zum Hauptmann:

„Soeben die Borowja Samarow gekommen. Frage gehorsamt, ob Herr Hauptmann erlaubt, daß die Mannschaft den großen Kessel von ihr mitgebrachter bereits gekochter Pilze essen darf? Sie hat gehört, wie es uns ergangen ist und will uns aushelfen.“

Das Gesicht des Hauptmanns wurde eiskalt. —

„So will sie das? Na, wollen mal sehen.“ Und er schob sich zur Tür hinaus und stand einen Augenblick später vor dem großen Kessel, dessen Inhalt gar verlockend zu ihm emporduftete. Schön sahen diese Pilze aus — — Leder und knusprig und er konnte seine Leute gar wohl verstehen, wenn sie danach siebten, ihnen den Gar aus zu machen. Trotzdem gab er kurz und laut den Befehl ab:

„Nichts anrühren, bis ich ausdrücklich die Erlaubnis dazu erteilt habe.“

Einen Augenblick war ein großes Schweigen rings herum. Es hatte den Anschein, als ob sich Hauptmann von Griesbach auf irgend etwas besänne — einen Gedanken schroff zurückwies und ihn doch wiederum erwog. Dann sagte er zu der bildschönen, demütig dastehenden Russin, die an der Hand den kleinen Sesjarew, den sie als Bruder ausgab, führte:

„Hier haben Sie Geld, holen Sie mir einmal etwas Zuckerzeug für dies Kind aus dem Dorf! Verstehen Sie mich. In dessen bleibt er hier. — Nicht wahr, du magst bei uns sein,“ wandte er sich an den kleinen.

Der nickte und löste sogleich seine Hand aus derjenigen seiner Begleiterin.

Da tat sie zögernd und geneigten Hauptes, was der Deutsche von ihr verlangte. — Und der Hauptmann von Griesbach trat auf seinen ältesten Wachtmeister zu und flüsterte mit ihm — Und der nickte und legte die Hand auf die Schulter des Kindes.

„Kleiner, du darfst mal tüchtig von diesen Pilzen essen, na — los.“

Er schüttelte den Kopf.

„Retwired se.“ (Darf nicht.)

Aber der dicke freundliche Wachtmeister lachte ihn aus und zog ihn näher heran und preßte ihm einen Löffel in die Hand.

„Sagens nicht nach! Ich tüchtig.“

Und nun begann der Kleine wirklich zu kosten — als immer schneller und hastiger — wohl fünf Minuten lang hörte man nichts weiter als das Schmausen des roten beweglichen Mundes. Da — plötzlich entsank ihm der Löffel. Neugierig fiel das Kind zu Boden, wand sich wie in Krämpfen.

Und der Hauptmann nickte mit dem Kopf —

„Scheußlich — aber es half doch nichts. Ich wußte es gleich. Sie hat uns Giftpilze gebracht, die Bese — und wenn sogleich mit dem Schmausen von uns aus begonnen wäre, hätte es uns wohl die meisten Leute gekostet.“

— Als die Russin zurückkam, war es schon geschehen!

Der kleine Sesjarew hatte die Mahlzeit mit seinem Leben bezahlen müssen.

Eine Minute später schrieb eine verzweifelte Mutter die ganze Wahrheit — ihrer selbst nicht mehr mächtig — heraus:

„Tjapere — süßes — mein Jungchen, was wird dein Vater sagen? O, diese deutschen Hunde — daß sie so schlau sind. Sonst wären sie alle hin — Aber er wird dich rächen. Hunderte sollen dran glauben — für dich, mein Engelschen.“ Und sie sprang empor, riß etwas aus den Rockfalten. Ein spitzes Messer blühte vor dem Hauptmann auf. Aber hart vor seinen Augen wurde ihr Arm niedergeschlagen. Nur eine Handbewegung der Verachtung hatte der Bedrohte noch für sie. Dann gab er den Befehl:

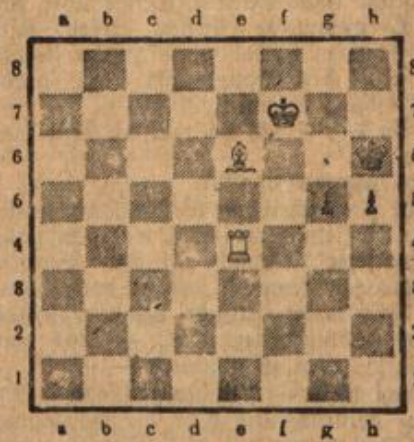
„Führt sie ab — bis —“

Er vollendete den Satz nicht — aber von der Kolonne gingen ein paar ins Quartier, um sich die Büchsen, für das, was nahe bevorstand, zu laden —

Ernst und Scherz

Die Schnelligkeit der Angel. Eine Gemeckfugel fliegt etwa 600 mal schneller, als ein Fußgänger bei normalem Schritt läuft, und 300 mal schneller, als ein Pferd trabt. Von der Schnelligkeit der Flinten- fugel, die 600 Meter in der Sekunde be- trägt, bis zum Schritt des Pferdes mit 1 Meter in der Sekunde ist ein reichlich weiter Abstand, der aber ziemlich stufen- reich ausgefüllt ist. Die Geschwindigkeits- verhältnisse sind in Metern während einer Sekunde folgende: Geschickfugel 500 Meter, schnellster Bogenschuß 90, ein elektrischer Zug von 200 Kilometer pro Stunde 55,56, Brieftaubenschuß 30—40, ein Expresszug der schnellsten Art 26,81, Expresszug, 90 Ki- lometer pro Stunde 26, Automobil mit 80 Kilometer pro Stunde 24, Jagdhund 22,20, eine Woge bei Seesturm 21,85, Berufs- Bahnmotorfahrer 18—23, Flug eines Falken 18, Schnellzug mit 60 Kilometer pro Stunde 16,67, ein Torpedoboot, welches 32 Knoten läuft 16,52, Rennpferd im Galopp 15, Rennpferd im Trab 12, Motorradsfahrer, der 40 Kilometer pro Stunde zurücklegt 11,10, Schnelldampfer, der 20 Seemeilen in der Stunde zurücklegt, 10,80, ein Schiff, welches 17 Knoten läuft 8,75, eine Meeres- woge, 30 Meter groß, bei einer Tiefe von 300 Meter 8,81, Wettläufer 6,70, Schiff, welches 12 Seemeilen pro Stunde zurück- legt 6,17, Schlittschuh-Schnellläufer 6, Rad- fahrer, der 20 Kilometer pro Stunde zu- rücklegt 5,55, gewöhnliches Pferd im Galopp 5, Schiff, welches 9 Seemeilen pro Stunde zurücklegt 4,64, Segelschiff 3,60, gewöhn- liches Pferd im Trab 2, Fußgänger, der 5 Kilometer pro Stunde zurücklegt 1,40,

Schach-Aufgabe.



Weiß: K f7, L e6, T c4.
Schwarz: K h6, Bauern g5, h5.
Matt in drei Zügen.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Fußgänger, der 4 Kilometer pro Stunde zurücklegt 1,11, Pferd im Schritt 1 Meter.

Die Gesehe der Samoaner haben man- ches Eigentümliche. — Einen Fruchtbaum beschädigen, eine Einsriedigung zerstören, von einem Häuptling unehrerbietig sprechen oder Fremde roh behandeln, wird hart gestraft. In letzteren Fällen kommt frei- lich der Uebeltäter oft damit los, daß er vor dem Häuptling und dessen Weirat eine recht heißende Wurzel kauen muß, andern- falls muß er auch wohl mehrmals einen stacheligen Seeigel fangen und mit dem- selben Fangball spielen, oder sich den Kopf mit scharfen Steinen zerschlagen. Die härteste und erniedrigendste Strafe besteht darin, daß man dem Uebeltäter Hände

und Beine zusammenbindet, ihn wie ein Schwein, das zum Kochofen gebracht wer- den soll, auf den abgehauenen Stamm eines sehr langen Baumes befestigt und ihn so zu dem Hause oder dem Dorfe, gegen das er gerichtet hat, schafft. — In Rechtsstreitigkeiten entwickeln die Samoaner eine Schlaueit und Redegewandtheit, welche unseren geriebensten Sachwaltern Ehre machen würden. Sie sind unerschöpflich in Kniffen und in Winkelzügen und winden sich wie die Nale, um durchzuschlüpfen; sie schlagen eine Ausflucht nach der andern vor und strecken erst die Waffen, wenn sie sich auf allen Punkten geschlagen sehen.

Der Windhut. Wer von Stockholm nach der Insel Gotthand fährt, wird unter- wegs auf der Spitze eines Felsens einen schwarzen Gegenstand entdecken. Sobald der Tourist sich nähert, wird er mit Er- staunen einen ungeheuren großen Drei- mastler erblicken, den man auf einer hohen eisernen Tange befestigt hat. Erkundigt man sich, was das zu bedeuten hat, so lautet die Antwort: „Schweden hatte vor vielen hundert Jahren einen König Erich mit dem Beinamen Wäderhätt, d. h. Wind- hut. Jedesmal nämlich, wenn er zur See ging, drehte sich der Wind sogleich und fing an, aus der Richtung zu blasen, welche die vordere Spitze seines Hutes andeutete. Einst wurde er von den Sebnigen getrennt und von den Feinden hart verfolgt. Er kam an jenen Fels und stürzte mit dem Kopfe in das Meer; sein Hut aber war auf dem Felsen liegen geblieben. In der Erwartung, daß dieser noch ferner seinen glücklichen Einfluß auf die Winde ausüben werde, pflanzte man ihn dort auf der Spitze auf. Da der Filzhut jedoch der rauhen Witterung nicht lange Widerstand leistete, so machte man später einen Hut von Eisen und vergrößerte ihn dergestalt, daß er mehr einem Denkmal ähnlich wurde.



Lebenszeichen.

„Ich will dir auch fleißig schreiben, Hans, — bis du im Feld bist.“

„Weißt du, Grete, — schick mir doch lieber ordent- lich Wurst und Schinken!“

Rätsel-Ged.

Rätsel.

Mit e ist's eine nützliche Frucht,
Die man in Deutschland vergebens sucht,
Mit a jedoch liegt es im Preußenlande,
Sehr schön gebettet am Meeresstrande.
Im Anfang des Krieges war man dort bange,
Jetzt ist diese Furcht geschwunden schon lange.

Kapselrätsel.

Nimm, Leser, einen Schmerzenschrei
Und laß ihn auseinanderlassen;
Dir einen Schweizeranton leih'
Und schieb ihn ein dem Schmerzenschrei,
Dann hast Du eine Stadt geschaffen.

Anagramm.

Du kannst als Hafenstadt mich nennen,
Das Herz getreht! — ich dien' zum Trennen.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
der zweisilbig. Scharade: Zeitgeist; des Rätsels:
Hall — Unten — Hallunten; des Bilderrätsels:
Wer allen gefallen will, verdirbt's mit allen.

Verfasser und Herausgeber: H. M. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: A. Spring, Berlin.

Druck: Spring & Juchacz G. m. b. H., Berlin SO. 16.